

Bestellungen auf den
Christenboten nehmen
entgegen die evang.
Pfarrämter in Blumenau, São Bento,
Badenfurt, Brusque,
Desterro, Hammonia,
Itoupava, Imbó u.
Santa Izabella.

Der Christenbote

Monatsblatt

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Sta. Catharina.

Der Christenbote erscheint Anfang jeden Monats und kostet jährlich 18000.

Der Bezugspreis ist an die betreffenden Pfarrämter zu entrichten.

Herausgegeben von der evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

3. Jahrgang.

Blumenau, im Oktober 1910.

Nr. 10

Ein Laienwort zur Arthur Drews-Debatte.

Dieser Brief Altmeister Hans Thoma's zur „Jesus lebt“-Debatte dürfte allgemeines Interesse erregen. Der Brief, der dem neuesten Hefte der Burgraffschaffhausen-Zeitschrift „Deutsches Christentum“ (Verlag von Alfred Töpelmann in Leipzig) entnommen ist, wurde auf Grund wiederholter Unterredungen über religiöse Fragen an Stadtpfarrer Lic. Kühne in Waldkirch (Baden) auf dessen Veranlassung von Professor Thoma geschrieben und der genannten Zeitschrift auf deren Bitte zum Abdruck von dem Künstler zur Verfügung gestellt.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Sie werden es gewiß verstehen, wenn ich Ihre Anregung nicht, wie es wohl wünschenswert wäre, erfüllen kann, über das jetzt auf der Tagesordnung stehende Problem vom historischen Jesus meine Gedanken zu äußern. — Ich bin dieser Frage gegenüber theologisch so wenig bewandert, daß ich nichts Autoritatibez, nichts Wissenschaftliches zu sagen habe in den Streit hinein, den Philosophen und Schriftgelehrte, Geschichtsforscher und Bibelkritiker miteinander angefangen haben.

Manchmal sehe ich ein wenig ängstlich zu, was wohl bei dem Streit herauskommt wird, und ob nicht dabei das unvergänglich schöne Bild Jesu, das im Geiste der Völker lebt, und das allen Wechsel der Jahrhunderte überdauert hat, Schaden leiden könnte unter all den kritisch-historischen Auftragungen. Wir alle haben das Bild in frommer Tradition mit übernommen, und ich möchte es mir doch nicht zerstören lassen.

Ich bin fest überzeugt davon, daß Jesus persönlich war, ein wirklicher Mensch in der Art, wie wir es aus den Evangelien herauslesen können, er hat uns den Begriff der Gotteskindschaft gebracht, wir dürfen in ihm das ewige Geheimnis, das über uns waltet, mit Vertrauen Vater nennen; in ihm haben wir die frohe Ahnung, daß die Weltenseele zur Menschenseele geworden ist.

Wenn man die Evangelien liest — die Erzählungen mögen nun so oder so lauten — so kommt man zu der Ueberzeugung, daß Jesus als wirklicher Mensch auf Erden gewandelt ist. So frei die Evangelisten das Bild von ihm gestalten, je nachdem sie es ansehen, und so gut sie es vermögen, so haben sie die Züge einer wahren Menschennatur doch nicht verwischt. Es geht ein Wirklichkeitsinn durch alles hindurch, dem man gerne traut — denn die Evangelien sind kein blendendes Machwerk oder gar von Kunstgewandten Geistern erfunden.

Die frohe Botschaft vom Gotteshentum hat Jesus allen Menschen gebracht, nicht bloß den Schriftgelehrten, sondern auch den Armen im Geiste, den Mühseligen und Beladenen und auch den Sündern, den von Laruse geplagten Menschen.

Man sieht seit seiner Erscheinung, daß diese mit einer Liebe, die über irdische Liebe erhaben ist, an ihm hängen, sich zu ihm flüchten und in ihm Ruhe finden für ihre Seelen, das Glück ihrer Seelen — die Seligkeit — durch ihn erlangen.

Er hat uns ein Reich erschlossen, das nicht von dieser Welt ist — ein Himmelreich, das in uns ist, unter uns wohnt. Es ist ein Reich der Liebe, nach dem alles Sehnen des edelsten Teiles der Menschenseele strebt.

Jesus ist der Erlöser geworden aller derer, die am und im Leben leiden, und daß dieser Heiland in größter Niedrigkeit im Stall bei Tieren geboren ist, ist einer der großen Menschheitsgedanken — er adekt die Menschenseele zu einem von Gott gewollten, Gott entstammenden Wesen, das erhaben ist über allen Zufall des Irdischen, die Seele von Gott entstammend, in Raum und Zeit eingetreten aus der uferlosen Ewigkeit. Jesus ist ein Tröster aller derer, die den ganzen Jammer der in Individuen gespaltenen Menschheit empfinden müssen.

Möchte doch alle wissenschaftliche Forschung mit ihrer Weisheit denen, die das Bild Jesu in seiner ganzen Schönheit in sich tragen, die es lieben als den unberrückbaren höchsten Menschheitspunkt, den die gläubige, von lebendiger Liebe erfaßte Seele kennt, keinen Abbruch tun! Ein solcher Mensch würde Schaden leiden an seiner Seele, was Hilfe es ihm, wenn er dagegen die ganze Welt gewönne. Jesus ist für alle vorhanden, und der einfache kindliche Glaube erfaßt ihn oft tiefer als manche, die da meinen, daß das Christentum mit philosophischen Spitzangenen zu erfassen sei. Jesus kann zu der einfachsten Seele, die gar keine sogenannte Weltanschauung zu haben braucht, zu einem Lebenswert werden, wodurch die große Liebe, auf der das Himmelreich beruht, Betätigung findet. Jedoch, wie Sie sehen, habe ich keine zunftmäßigen Waffen, um mitzukämpfen in dieser Frage. Mit meinem Wissen um die historische Richtigkeit ist es schlecht bestellt. — Wenn es aber auf das Wissen allein ankäme und die Menschenseele von diesem Brot allein leben könnte, so möchte ich die ganze Geschichte nicht mehr mitmachen, sie wäre mir recht trostlos und gar zu mühsam. Jedoch „der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von dem jeglichen Wort, das vom Munde Gottes kommt.“ Vielleicht könnte man sich dies dadurch klar machen, daß man es auch bezieht auf das, was als Empfindung ursprünglichen Lebens in dem Geheimnis der Seele sich gestaltend, zum Ausdruck, zum Wort kommt. Alles Wissen kann das Wunder „Gott“, das ewige Geheimnis, nicht erfassen, nicht denken, auch die Wunder der Schöpfung nicht, und wohl immer wieder wird der Mensch, auch der Forscher, wenn er mit heissem Bemühen in diesem Grenzgebiet angekommen ist, sich danach sehnen, in frommem Glauben anbetend hinzuschauen. So endet — soll ich sagen natürlicher — oder seltsamerweise — auch Goethes Faust, nachdem ihn der Teufel durch all den Wirrwarr der Welt gehegt hat, in seiner Schlussszene mit der Anbetung, zu der ihn die kindlich-fromme Gretchenseele, über die der Teufel keine Gewalt bekommen hat, hinarbeitet. Das Bild Jesu kann der Menschheit nie verloren gehen — man hat es, solange es besteht, verweigert, entstellt, verhöhnt, es wird doch in der Menschenseele immer wieder lebendig werden als der unberrückbarste glänzendste Punkt der Menschheitsgeschichte, als der Gottesfunde, als ein Gruß aus der höheren Welt. Wenn die Weltzustände aus all ihrer Verfahrtheit, über die wir ja fast alle Klagen und Klagen hören, einer besseren Zukunft entgegensehen sollen, so kann es nur die Gottmenschengestalt Jesu sein, die die Menschheit leitet. Und so wird Lehre und Person Jesu immer deutlicher, schöner und segensbringender sich gestalten — und als Führer der Menschheit erkannt werden. Ob es notwendig ist, Jesus historisch eng begrenzt festzunageln, das weiß ich nicht — Jesus ist doch, damit er aufstehen und weiterleben kann, für uns ein geistiges Element geworden, ein mildes Licht, das sich still in die Tiefen der Seelen gesenkt hat. Sein Kreuzestod, mit dem er uns in allen Leiden und bis in den Tod vorangegangen ist, ist ein Zeichen seiner Realität, er ist auferstanden und er lebt noch, und wird leben, und wenn Himmel und Erde vergehen. Ein geistiges Wehen und Leben geht von Jesus aus, von seinem heiligen Geiste.

Viel mehr, als dies, könnte ich nicht gut sagen, und damit schließe ich mein Schreiben, indem ich Sie mit aller Hochachtung freundlichst grüße

Ihr ergebener

Hans Thoma.

Karlsruhe, 22. Mai 1910.

Die „religiöse Frage“ in Spanien.

Seit geraumer Zeit schon holt sich der Papst im Kampfe mit der „ältesten Tochter der Kirche“, Frankreich, Niederlage auf Niederlage. Die protestantischen Nationen hat er durch seine Borromäus-Epizykla gegen sich aufgebracht. Und schon ist er auf dem besten Wege, sogar mit dem erzkatholischen Spanien es gründlich zu verderben.

Dort haben die jüngsten Wahlen den Liberalen einen glänzenden Sieg gebracht. Der Ministerpräsident Canalejas scheint ein ebenso kluger wie energischer Mann zu sein. Das Verhältnis seines Landes zur römischen Kirche den Zeitverhältnissen entsprechend neu zu ordnen, ist sein Streben. Darum sucht er zunächst das Klosterwesen in einer den Interessen des Staates entsprechenden Weise einzuschränken und den nichtkatholischen Religionsgemeinschaften eine rechtliche Stellung zu geben, die hinter der ihnen in der übrigen zivilisierten Welt zugestandenen nicht allzuweit zurückbleibt.

Was das katholische Ordenswesen anlangt, so zählt Spanien bei einer Bevölkerung von 18 Millionen Einwohnern nicht weniger als 3450 amtlich bekannte Klöster, also eins auf je 500 Einwohner. Daneben giebt es aber noch eine große Zahl von Ordenskongregationen u. dgl., die amtlich nicht bekannt sind, da man es geistlich unterließ, sie anzumelden oder eine behördliche Genehmigung für sie nachzusuchen. Zumal seit die Philippinen und Kuba Spanien entzogen und die Ordensleute aus Frankreich vertrieben wurden, ist das von der Kirche ausgesagte Land mit Scharen von Mönchen und Nonnen geradezu überschwemmt worden. Selbst die Thronrede des Königs vom 15. Juni 1910 nennt die Vermehrung der Orden eine „übermäßige“.

Diese Orden betreiben zudem vielfach schwungvolle Industrien, sind aber von der Gewerbesteuer befreit und auch sonst mit Vergünstigungen anderer Art ausgestattet. Da sie außerdem ihren Angestellten überhaupt keine Löhne, den von ihnen angestellten Arbeitern aber in Rücksicht auf die „Verdienstlichkeit“ der Beschaffung von Geld und Geldwert für Kloster und „Kirche“ vielfach wahre Hungerlöhne bezahlen, sind sie in der Lage, ihre Erzeugnisse zu so niedrigen Preisen anzubieten, daß die armen und ärmsten Klassen der Bevölkerung, besonders die Geschäftsleute, schwer unter einer solchen Konkurrenz leiden. In einer Petition vom 8. Juli 1910 erklärt z. B. der Madrider Handelsverband, daß die „Madrider Geschäftsleute infolge der Konkurrenz der Kongregationen, die weder Miete noch Steuern, weder Zölle noch Löhne bezahlen, geradezu ihrem Ruin entgegengeführt“ würden.

Nun bestimmt das Konkordat vom Jahre 1851, auf dem das Verhältnis Spaniens zum Papsttum rechtlich beruht, daß nur drei Ordensgesellschaften für ihre Niederlassung und Ausbreitung in Spanien keinerlei staatlicher Einschränkung gesetzlicher Bestimmungen unterliegen. Es ist aber bisher der Regierung nicht gelungen, den Papst dazu zu bestimmen, diese drei, denen er die Unabhängigkeit vom Staate verleihen will, namentlich zu bezeichnen. Der Papst will es eben mit keinem der Orden verdecken und befolgt daher die Taktik, seine Entscheidung unablässig hinauszuschieben. Von dieser hängt aber viel ab, weil ein Gesetz vom 9. April 1902 die staatlichen Rechte gegenüber den Ordensgesellschaften bezüglich Genehmigung, Einreichung ihrer Mitgliederlisten, Steuerentrichtung u. dgl., geltend macht und neue religiöse Gesellschaften dem allgemeinen Vereinsgesetz unterstellt. Da die Geistlichkeit sich über die gesetzlichen Bestimmungen hinwegsetzte, hat ein königliches Dekret vom 31. Mai 1910 verfügt, daß diejenigen Klöster, die sich dem Vereinsrecht nicht unterwerfen, also die behördliche Genehmigung nicht nachsuchen und auch keine Statuten, noch Angaben über Zahl und Herkunft ihrer Mitglieder, Höhe ihrer Einnahmen usw. einreichen, als ungesetzlich betrachtet und danach behandelt werden sollen. Ausdrücklich betont aber die Thronrede, daß die Regierung beabsichtige, das Verlangen des Volkes nach Einschränkung der maßlos zunehmenden religiösen Genossenschaften zu befriedigen, deren geistige Selbständigkeit jedoch nicht antasten wolle.

Zu der Ordensfrage trat am 2. Juni ein zweiter Streitpunkt: die Frage der Kultusfreiheit der Nichtkatholiken. Hier handelt es sich vor allem um die Protestanten des Landes, von denen ein großer Teil eingewanderte Deutsche sind.

Unter der Republik vom Jahre 1871 war den Nichtkatholiken unbeschränkte Kultusfreiheit zugestanden worden. Als dann im Jahre 1876 eine klerikale monarchische Regierung zur Herrschaft gelangte, wurde die Freiheit wieder aufgehoben und als 11. Artikel folgender der Verfassung einverleibt:

„Die katholische, apostolische, römische Religion ist die Staatsreligion. Die Nation verpflichtet sich, den Gottesdienst und seine Diener zu unterhalten. Niemand soll auf spanischem Gebiete wegen seiner religiösen Meinung, noch wegen der Ausübung seines betreffenden Kultus belästigt werden, unter der Voraussetzung der der christlichen Moral schuldigen Achtung. Andere Zeremonien und öffentliche Kundgebungen als die der Staatsreligion sind nicht erlaubt.“

Da der Papst selbst gegen dieses geringe Maß von Duldung Protest einlegt, erging am 23. Oktober 1876 von der ultramontanen Regierung folgende Verfügung:

„Es bleibt verboten jede öffentliche Kundgebung der dissidenten Kulte oder Sekten. Unter öffentliche Kundgebung ist in dieser Hinsicht zu verstehen jeder Akt, der im öffentlichen Leben oder außerhalb der Mauern der Gotteshäuser oder Kirchhöfe ausgeübt wird, um die Zeremonien, Gebräuche und Gewohnheiten des dissidenten Kultus durch Prozessionen, Manifeste, Fahnen, Emblemen, Anzeigen oder Drucksachen kenntlich zu machen.“

Weitere „Ordonnanzen“ verschlimmerten diese Rechtslage noch für die Nichtkatholiken.

Nach ihnen dürfen protestantische Kirchen auf keiner von der öffentlichen Straße aus sichtbaren Mauer ein Kreuz oder eine religiöse Inschrift tragen, ja nicht einmal eine Tür nach der öffentlichen Straße haben! Ueberhaupt sollen sie durch nichts im Äußern sich als Gotteshäuser verraten. Auf von der Straße aus unsichtbaren Hinterhöfen u. dgl. müssen sich deshalb noch heute die Evangelischen in ihren Gottesdienst schleichen. Wiederkholt ging man schroff im Sinne dieser Grundsätze gegen die Protestanten vor. So ließ der Bürgermeister von Madrid im Jahre 1893 ein dort eröffnetes evangelisches Gotteshaus auf dringendes Ersuchen des katholischen Frauenvereins schließen, weil es an der Vorderfront ein Kreuz und die Inschrift „Christus der Erlöser in Ewigkeit“ (Christus Redemptor Aeternus) trug und auch in seiner Architektur zu sehr an ein Gotteshaus erinnere. Erst im folgenden Jahre wurde nach langen Verhandlungen die Benutzung des Gebäudes zugelassen, und zwar unter der Bedingung, daß das Portal für immer geschlossen bleibe und die beanstandeten christlichen Embleme usw. entfernt würden. Ähnliches wiederholte sich öfter, so vor wenigen Jahren erst in Barcelona. Mit diesen unerhörten Zuständen räumt das bemerkenswertere nur vom Minister, nicht vom König gezeichnete Dekret vom 20. Juni 1910 insofern auf, als Canalejas bestimmt, der Artikel 11 sei so anzulegen, daß den Nichtkatholiken nur Manifestationen unter freiem Himmel verboten seien, sie jedoch ihre Gotteshäuser hinfürst äußerlich kenntlich machen dürfen. Das führende Blatt der deutschen Zentrumspartei, die „Germania“, ruft deshalb: „Die erste Folge hiervon wird die Erbauung einer evangelischen Kirche in Madrid sein!“ Selbstverständlich hat der Papst sofort energisch gegen „die durch die Verfassung verbotene Vergünstigung der nichtkatholischen Kulte“ Protest erhoben. Er fordert, daß der Artikel 11 „wieder richtig ausgelegt“ werde, da Canalejas' Verfügungen „in Widerspruch mit den Erklärungen stünde, die der (klerikale) Ministerpräsident Canovas del Castillo seinerzeit (nämlich im Jahre 1876) dem Kardinal Antonelli gegeben“ habe.

Die katholische Geistlichkeit Spaniens stellt sich selbstverständlich mit Begeisterung auf die Seite des Papstes. Kardinal Aguirre, Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, protestierte in Rundschreiben und forderte sämtliche Bischöfe auf, überall Protestversammlungen zu halten. Am 25. Juni erließen dann 62 Bischöfe einen gemeinsamen Protest an die Regierung, den auch viele von ihnen an sämtlichen Kirchen ihres Sprengels anslagen ließen. Darin wird in demagogischer Weise das Volk aufgereizt und die den Protestanten gewährte Toleranz als eine „fast der Gesamtheit des spanischen Volkes zugefügte Demütigung, und zwar in bezug auf das, was ihm am teuersten ist und ihm am meisten nahe geht, nämlich auf das religiöse Empfinden“, bezeichnet. Die Kirchensürsten erklären u. a.:

„Wir stehen in unmittelbarer Berührung mit dem Volke, welches arbeitet und welches zahlt, welches dem Staate den Schweiß seiner Arbeit und seine Söhne opfert.“ Dieses Volk aber verlangt „in erster Linie den Rückgang der Lebensmittelpreise, damit die drückende Lage des Arbeiters gemildert werde. Mit der religiösen Frage, die einfach deshalb, weil sie nicht erfüllt, auch einer Lösung nicht bedarf, beschäftigt sich die öffentliche Meinung gar nicht. . . . Das Volk will Frieden und Brot. Der Hunger, den es zu erleiden hat, wird durch eine größere und kleinere Dosis von Antiklerikalismus nicht erträglicher“ usw.

Ganz nach deutschem Muster stellen diese Wortführer des Ultramontanismus ihre unduldsamen Forderungen als aus tiefster Besorgnis um den „konfessionellen Frieden“ und das „Wohl des Vaterlandes“ entsprungen hin. Man suchte den Ministerpräsidenten, allerdings vergeblich, wankend zu machen durch Entsendung einer Abordnung vornehmer Damen im Namen der Herz-Jesu-Frauenvereine, die nicht weniger als 200 000 Mitglieder zählen. Vom frühen Morgen bis Abends 7 Uhr versammelten sich dann am 29. Juni die Damen in einer Kirche vor dem Allerheiligsten, um dort ununterbrochen den Rosenkranz abzubeten und die Jungfrau anzuflehen, daß der Allmächtige sich des gefährdeten Spaniens erbarmen möge. Das über 4000 Ortsgruppen zählende Zentralkomitee der katholischen Aktion veranstaltete massenhafte Protestversammlungen. Man überschwenmt den Papst mit Zustimmungstelegrammen. Die katholische Presse, zumal der Karlisten, führte eine zum Teil geradezu aufrührerische Sprache. Das Hauptorgan des spanischen Klerus „El Siglo Futuro“ schrieb in bezug auf den Toleranzverlaß: „Es ist klar, daß wir einer Tat beizuwohnen, die mehr oder weniger ein königlicher Selbstmord ist“.

Aber die Regierung bleibt fest. Canalejas erklärte am 27. Juni 1910: „Das von der Regierung begonnene Werk sei ein Werk der Duldsamkeit und des Friedens und bedeute keineswegs eine Demütigung des Katholizismus“. Dem Vatikan wurde zur Antwort gegeben, daß es sich lediglich um eine Auslegung der Verfassung handle und daß die Regierung eine fremde Einmischung in innere Angelegenheiten des Staates zurückweise. Das Volk stellte sich in seiner großen Mehrheit auf die Regierungsseite. Zumal Professor Alvarez, einer der glänzendsten Redner Spaniens, seiner Richtung nach Republikaner, machte sich um die Aufklärung der Massen verdient, wiewohl man in den Kreisen seiner Partei die Versicherung Canalejas, eine Aenderung der Verfassung, also auch des Artikels 11, wäre nicht beabsichtigt, mit einiger Enttäuschung aufnahm und Einführung voller Kultusfreiheit forderte. An der imposanten antikirchlichen Kundgebung am 3. Juli in Madrid, einem Umzuge von zwei Kilometer Länge, an dessen Spitze alle liberalen, republikanischen und sozialistischen Parteiführer standen, sollen 100 000 Personen teilgenommen haben. Die spanischen evangelischen Christen haben eine gemeinsame Dankadresse an die Regierung veröffentlicht.

Die Madrider Regierung hat, wie Canalejas versichert, nur das eine Ziel, die „Staatsouveränität“ zu verteidigen, „die Gewalt der Kirche dürfe nicht über die des Staates gehen. Wir werden uns bemühen, dem Vatikan keinen Vorwand zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu bieten, sollte es doch zum Bruch kommen, dann ist es nicht unsere Schuld.“

Bei der herkömmlichen Hartnäckigkeit des „heiligen Stuhles“ ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Regierung von Schritt zu Schritt weitergedrängt wird. Bereits hat die Thronrede (15. Juni) es für notwendig erklärt, „die Unabhängigkeit des Staates im Schulwesen gegenüber den Vorurteilen und Nötigungen verschiedener dogmatischer Systeme zu sichern“.

Auch beabsichtigt man, die Eidesformel in Rücksicht auf solche Staatsbürger, die die katholischen Glaubensvorstellungen nicht teilen, durch ein ehrenwörtliches Versprechen zu ersetzen. Ferner brachte der 8. Juli einen Gesetzentwurf, der die Errichtung neuer Klöster so lange verbietet, als die Verhandlungen mit dem Vatikan über die Aenderung der Konfessions noch nicht zum Abschluß gelangt sind. Es liegt also noch allerlei im Schoße der Zukunft.

Die Erregung im katholischen Lager aber stellt harte Kämpfe in Aussicht. „Correo Español“ nennt die Thronrede des Königs eine „Kriegsankündigung des Unglaubens und der Gottlosigkeit, die alle revolutionären Streitkräfte, von Maura [dem Führer der Konservativen] bis zu Iglesias [dem Haupt der Sozialisten] zum Kampfe gegen den Allmächtigen und seine heilige Kirche anruft.“ Das Blatt fordert alle die „Herzen, in denen noch die Flammen des Glaubens lodern“, auf, sich „um den neuen Konstantin Don Jaime III., den karlistischen Thronprätendenten, zu scharen, um das Christentum vor Verfeuchung durch das Heidentum zu retten“.

Die vom 14.—23. Juni in Edinburg abgehaltene Welt-Missionskonferenz

Ist ein Ereignis von der höchsten kirchengeschichtlichen, ja weltgeschichtlichen Bedeutung. Solange es eine evangelische Kirche gibt, hat sie eine derartige „ökumenische“ Versammlung aus allen Teilen der Welt nicht gesehen. Was der Konferenz ihr beson-

deres Gepräge gab, war eine großartige Einmütigkeit unter all den sonst so verschiedenen evangelischen Sonderkirchen und der klaren Wille, in Zukunft noch mehr als bisher Hand in Hand auf dem Missionsfelde zu gehen. Alle Berichte aus Ostafrika, Indien, Afrika usw. bezeugten es aufs eindringlichste, wie weit überall in der Welt die Türen für das Evangelium geöffnet seien, aber auch wie sehr eine Beschleunigung und Verstärkung der Arbeit not tue, vor allem dem ungestüm vordringenden Islam gegenüber. — Von großer Bedeutung war die lebendige Teilnahme hervorragender Laien an den Verhandlungen. Was der Vorsitzende Lord Balfour, der amerikanische Präsidentschaftskandidat Bryan, der frühere Gouverneur von Bengalen Sir Andr. Fraser u. v. a. über den Segen der Mission und die Verpflichtung aller Christen, an ihr mitzuarbeiten, sagten, machte einen tiefen Eindruck und ermete besonders freudigen Beifall. Allen voran hatte der König Georg in einer an die Konferenz gerichteten Botschaft das verständnisvollste Interesse für ihre Arbeit erzeugt, in gleichem Sinne war auch das Schreiben gehalten, das der zu seinem eigenen schmerzlichen Bedauern am Erscheinen verhinderte frühere Präsident Theodor Roosevelt gesandt hatte.

Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften, die mit der stattlichen Anzahl von etwa 100 unter ca. 1100 offiziellen Abgeordneten vertreten waren, haben begründeten Anlaß zu besonders dankbarer Freude beim Rückblick auf die Edinburger Tage. Wieder und wieder zeigte es sich, daß die Eigenart der deutschen Missionsarbeit bei den Engländern und Amerikanern eine wachsende Anerkennung findet. Das kam u. a. auch in der Tatsache zum Ausdruck, daß unter den 14 von der Edinburger Universität zu Ehrendoktoren promovierten Konferenzdelegierten sich drei Deutsche befanden: D. Julius Richter, Lic. Johannes Warned und Professor Karl Meinhof.

„Das Ende der Konferenz ist der Beginn der Eroberung, das Ende des Beratens der Beginn zur Tat.“ Mit diesen Worten schloß der Vorsitzende den Kongreß. Unter anderem wurden in der Schlusssitzung zwei Sendschreiben verlesen und genehmigt, eines an die Kirche in den christlichen und eines an die Kirche in den nichtchristlichen Ländern. Sie haben folgenden Wortlaut:

a) An die Glieder der Kirche in christlichen Ländern.

„Teure Brüder! Wir Delegierten der Welt-Missionskonferenz in Edinburg wünschen euch eine Botschaft zu senden, die unserem Herzen sehr nahe liegt. Wir haben uns in den vergangenen 10 Tagen eingehend mit dem Studium der Lage des Christentums in den nichtchristlichen Ländern beschäftigt. Wir haben die Missionsfelder und die zur Verfügung stehenden Kräfte überschaut. Zwei Jahre lang haben wir sachkundige Zeugnisse über jeden Zweig der Missionstätigkeit gesammelt, und diese Zeugnisse haben die gesamte Konferenz zu gewissen Schlüssen gedrängt, welche wir euch vorzulegen wünschen.“

Unser Ueberblick hat uns einen Eindruck von dem bedeutungsvollen Charakter der gegenwärtigen Stunde gegeben. Aus manchen Gegenden haben wir von dem Erwachen großer Nationen gehört, von der Öffnung lange verschlossener Türen, von Bewegungen, welche mit einem Schlage die Kirche vor eine neue Welt stellen, die für Christus gewonnen werden muß. Die nächsten 10 Jahre werden aller Voraussicht nach einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bilden, sie werden für die Richtung der geistigen Entwicklung der Menschheit von entscheidender Bedeutung sein als Jahrhunderte im gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Werden diese Jahre nicht ausgenutzt, so wird ein Schade angerichtet, den Jahrhunderte nicht wieder gut machen können. Werden sie dagegen wohl angewendet, so werden sie zu den ruhmvollsten der christlichen Geschichte gehören.

Wir haben uns daher einer sorgfältigen Prüfung der Mittel und Wege unterzogen, durch welche wir die vorhandenen missionarischen Kräfte am besten ausnützen, indem wir die vorhandenen Unternehmungen zusammenschließen und stärken, ihre Verwaltung und die Ausbildung der Missionare verbessern. Wir haben im Interesse ihrer praktischen Verwendung und Ausbarmachung getan, was in unseren Kräften steht, und in diesem Bestreben haben wir eine größere Einheit erreicht, als es je in der christlichen Kirche seit Jahrhunderten der Fall war.

Aber es ist uns je länger je deutlicher geworden, daß wir etwas viel Größeres nötig haben, als durch irgendwelche ökonomischen Mittel oder Neuorganisation vorhandener Kräfte erreicht werden kann. Wir bedürfen vor allem ein tieferes Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit vor dem allmächtigen Gott, der uns die große Aufgabe der Evangelisation der Welt anvertraut hat. Diese Aufgabe ist keineswegs in besonderer Weise unsern Missio-

naren, den Missionsgesellschaften oder uns als Gliedern dieser Konferenz anvertraut. Sie ist jedem einzelnen Gliede der Familie Gottes gestellt und sie liegt jedem Gliede der christlichen Kirche ebenso gut ob, wie die elementaren Tugenden des christlichen Lebens: Glaube, Liebe, Hoffnung. Bist du ein Christ, so hast du auch Teil an dieser Aufgabe. Diesen Grundlag erkennen wir alle an, aber wir müssen dazu erweckt werden, ihn in einem ganz neuen Maße auszuführen. Ebenso wie eine große nationale Gefahr von jedem Bürger ein erhöhtes Maß von Patriotismus und Aufopferung erheischt, so fordert die gegenwärtige Lage der Welt von jedem Christen und von jeder Gemeinde eine Wandlung des bisherigen missionarischen Eifers und Dienstes; unser geistiges Ideal muß sich auf eine höhere Stufe erheben. Das frühere Ideal bemas sich nach einem Zustande der Welt, der jetzt nicht mehr existiert; es ist der neuen Welt, die sich aus den Trümmern der alten erhebt, nicht mehr angemessen.

Dieser neue Geist wird nicht nur von dem Einzelnen, auch nicht nur von den Gemeinden gefordert. Es ist eine eindringliche Forderung, daß unser nationales Leben als ein Ganzes christianisiert werden muß, damit es in seinem ganzen Umfang, nach der kommerziellen wie nach der politischen Seite, in seinen Einwirkungen auf den Osten, auf die schwächeren Rassen die Botschaft des Missionsdienstes nicht abschwäche, sondern bekräftige.

Die göttliche Vorsehung hat uns alle in eine neue Welt der Möglichkeiten, der Gefahr und der Pflicht geführt. Gott fordert von uns allen ein neues Leben mit mehr Eifer und Selbstverleugnung als bisher. Aber wenn der uns kundgetane Weg, wie wir glauben, der Weg der Pflicht ist, dann ist zweifellos in diesem eindringlichen Rufe zur Pflicht die verborgene Zusicherung eingeschlossen, daß Gott größer, liebevoller, näher, mehr zu unserer Hilfe und unserm Troste bereit ist, als irgend wer träumte. Ganz gewiß, wir sollen neue Erfahrungen machen von der Gnade und Macht Gottes für uns selbst, für die Kirche und für die Welt, und in der Kraft dieses festeren und kühneren Glaubens sollen wir der neuen Zeit und der neuen Aufgabe mit neuer Hingebung entgegensehen.

b) An die Mitglieder der christlichen Kirchen in nichtchristlichen Ländern.

„Liebe Brüder in Christo! Uns, die wir hier in Edinburgh versammelt sind, treibt es, Euch von der WMC im Herrn zu grüßen. Zehn Tage sind wir hier versammelt gewesen in Gebet, Beratung und Studium der Missionsprobleme, mit dem Hauptziel, daß Werk Christi in den nichtchristlichen Ländern wirkungsvoller zu machen, und bei allen Beratungen waren unsere Herzen mit Euch in Brüderlichkeit und Liebe vereint.

Wir haben viel Ursache zu danken gehabt, als wir miteinander in betreff des weiten Felds der Mission beratschlagten. Aber nichts gab uns größere Freude, als das allseitige, einstimmige Zeugnis über das ständige Wachstum an Zahl, Eifer und Kraft der christlichen Kirche in den neuerwachenden Ländern. Niemand ist uns von größerer Hilfe in unseren Beratungen gewesen, als die Vertreter Eurer eigenen Kirchen. Wir danken Gott für den Geist evangelischer Kraft, die Ihr zeigtet, und die Siege, die Ihr dadurch gewonnen habt. Wir danken Gott, daß Ihr Euch nach Einigkeit seht, gleich uns in diesen Tagen. Unsere Herzen sind von Dank erfüllt für all den begeisterten Einfluß, den Euer Beispiel auf unsere Heimatlande ausübt. Und dies Beispiel ist um so wirkungsvoller, wenn man die besonderen Schwierigkeiten bedenkt, die sich wider Euch aufürmen und gegen die Ihr Euch rühmlichst haltet in diesem heißesten Teil des Schmelzofens, in dem die christliche Kirche sich zu bewähren hat.

Seid unserer tiefen und liebevollen Zuneigung versichert und unserer festen Hoffnung, daß Gott Euch aus Eurer Feuerprobe als ein wohlbewährtes Nützzeug herausziehen wird, mit dem sein Werk in der Bekehrung Eurer Landsleute zu Ende geführt werden soll. Ihr seid es allein, die das Werk endgültig zum Abschluß bringen können. Das Wort, daß unter Gottes Augen Euer eigenes Volk bekehrt, muß Euer Wort sein; und das Leben, das sie für Christus gewinnen soll, muß das Leben von Heiligkeit und sittlicher Kraft sein, wie Ihr es ihnen zeigt als Glieder derselben Rasse. Aber wir freuen uns, Eure helfenden Brüder in der Arbeit sein zu dürfen, und zu wissen, daß Ihr durch Gottes Gnade mehr und mehr in Stand gesetzt werdet, die Last auf die eigenen Schultern zu nehmen.

Nehmt diese Verantwortung mit wachsendem Eifer auf Euch, liebe Brüder, und sichert Euch von Gott die Kraft, Eure Aufgabe durchzuführen. Dann möchten wir wohl große Wunder sehen vor unseren Augen.

Inzwischen freuen wir uns, selbst von den großen Völkern lernen zu können, die der Herr nun zu sich zieht. Und wir schauen nach einem reicheren Glauben aus, der für alle aus dieser Völkerkonferenz in ihm sich ergeben möchte.

Wir haben noch vieles andere auf dem Herzen, was wir Euch gern sagen möchten, aber wir müssen uns auf einen Punkt beschränken, und zwar den wichtigsten von allen:

Ein starkes Zusammenwirken im Gebet eint uns alle im Reiche Christi. Betet darum für uns, für die christlichen Gemeinden in den Mutterländern, wie wir für Euch beten. Bringt unsere Nöte im Gebet vor Gott, wie wir es mit den Euren tun, daß er uns die Hilfe sende, die wir brauchen, und beiden von uns die Gemeinschaft des Leibes Christi, nach seinem segensreichen Willen.

222 Millionen Bibeln.

Der 106. Jahresbericht der Britischen Bibelgesellschaft ist eben herausgegeben worden. Die Gesamtausgabe während des verfloffenen Jahres belief sich auf: Bibeln 843 784, Neues Testament 1198 226, einzelne Teile der Bibel 457 8014, insgesamt 6620 024. Dieses Ergebnis übertrifft um 685 000 Exemplare das Ergebnis des Vorjahres. Die Zunahme ist vor allem der Ausbreitung des Christentums in Ostasien zuzuschreiben. Ueber 1 500 000 Exemplare gingen nach China, und von diesen wurden fast 99 Prozent verkauft. In Korea wurden 356 000 Bücher, in Japan 305 000 und in Indien einschließlich Birma und Ceylon 780 000 abgesetzt. Eine Verringerung des Umlages hat fast ausschließlich in Großbritannien und Europa stattgefunden, wo der Bibelgesellschaft Konkurrenzunternehmen gegenüberstehen. Die Gesellschaft hat bis jetzt ihre Bibeln in 424 verschiedenen Sprachen herausgegeben, und zwar in 75 europäischen, 152 asiatischen, 103 afrikanischen, 32 amerikanischen und 62 ozeanischen. Während des letzten Jahres sind sechs neue Sprachen hinzugefügt worden. Das Evangelium Matthäi wurde in Dugom gedruckt, der Sprache des mächtigen Vantustammes, der die Niederung des Gabunflusses in Französisch-Kongo bewohnt. St. Matthäi und St. Johannes sind in Naman veröffentlicht worden, der Sprache von 40 000 Kannibalen an der Südküste von Britisch-Neuguinea. Für zwei Stämme in Neukaledonien sind St. Markus und St. Johannes in der Houailonsprache und ferner St. Markus in der Ponerihouensprache gedruckt worden. In den Braille-Lettern für Blinde wurden neue Bibeln während des letzten Jahres in Welsch, Spanisch, Italienisch, Gujarati und in zwei chinesischen Dialekten angefertigt. Für ihren weltumspannenden Dienst verausgabte sie im letzten Jahre 4 857 800 Mark. Der „Missions- und Heidenbote“, dessen Augustnummer wir diese Angaben entnehmen, berichtet noch weiter, daß die Bibelgesellschaft infolge des Umschwungs in der Türkei auch einen Kolporteur in das heilige Land habe senden können, der die Bibel in Bethlehem, Hebron, Tiberias, Nazareth und Kana in Galiläa verbreitet habe. Auf dem Wege nach Nazareth fuhr er in einem Gefährt mit drei römischen Priestern, zwei Muhamedanern, einem türkischen Soldaten und einem Räuber in Ketten. Und jeder kaufte schließlich eine Bibel in der Sprache, welche er am besten verstand.

Seit ihrer Gründung im Jahre 1804 hat die Gesellschaft über 222 Millionen Bibeln abgesetzt.

Deutsches Reich.

Der deutsche Kronprinz hat bei seiner Investitur als Rektor magnificus der Universität Königsberg eine kerndeutsche Rede gehalten. Darin heißt es: „Diese festliche Stunde führt mir wieder die schönen beiden Jahre vor Augen, die ich als Student im lieben alten Bonn verleben durfte, eine Zeit, an die ich mit Freuden denke, und der ich die Erkenntnis verdanke, welche Summe von Geist und Schaffensfreudigkeit an den Hochschulen zum Heile für die deutsche Jugend geleistet wird. In diesen Jahren glaube ich auch, durchgeführt zu haben, was wir, die Jugend, aus gelehrtem Munde vor allem hören möchten. Meine neue Würde gibt mir willkommene Gelegenheit, der Dolmetsch dieser Gedanken zu sein: Weisen sie uns doch die Wege, auf denen unser deutsches Volk wandeln soll, um die Stellung unter den Völkern einnehmen zu können, die ihm, seinen geistigen und physischen Kräften entsprechend, zu Recht zukommt. Dabei ist uns nicht damit allein gedient, die Schwächen und Mängel unseres Landes zu kennen; denn diese Erkenntnis führt leicht zu Verbrossenheit und unfruchtbarer Kritik. Vielmehr sehnen wir uns

nach der Betonung unseres deutschnationalen Volkstums im Gegensatz zu den internationalisierenden Bestrebungen, welche unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen drohen." Diese schönen Worte mögen einen lauten Widerhall in den Herzen der deutschen Jugend wecken!

Viele unserer Leser stammen aus Pommern. Es wird sie gewiß interessieren, was die Osterzeitung über das Vordringen des Katholizismus und des Polentums schreibt:

Pommern war einst eine durch und durch evangelische Provinz. In den letzten Jahrzehnten aber ist eine starke Ausbreitung des Katholizismus in ihr zu verzeichnen. Im Jahre 1870 gab es in Pommern 9400 Katholiken, 1895 waren es bereits 28600 und 1905: 38309. Es mag sein und ist dankbar zu begrüßen, daß die Tätigkeit der Königl. Ansiedelungskommission in Westpreußen und Posen, entsprechend der überwiegenden Mehrheit evangelischer Ansiedler, die dortige evangelische Kirche stärkt und mehrt. Auf der anderen Seite ist schwerlich zu bestreiten, daß die evangelische Kirche einen Teil dessen, das sie in den genannten Provinzen gewinnt, in Pommern wieder verliert. Die Preise, die für die aufgekauften polnischen Güter bezahlt werden, sind gut, stellenweise sogar übertrieben hoch. Und was tun die Polen mit einem Teil dieser reichlichen Gelder? Sie gehen über die Grenze nach Pommern und kaufen sich dort von neuem an! In Gosemühl, Kirchspiel Rafitt (Kreis Stolp), machte vor drei Jahren der neue, katholische Gutsherr den Evangelischen sofort ihre kleine Kirche streitig, die mehr als 350 Jahre in ihrem unantastbaren Gebrauch gestanden hatte. Vor elf Jahren verkaufte die Pfarre in Bernsdorf, Kr. Bütow, einen ihr gehörigen Bauernhof, nun hat ihn ein Pole erworben und nebenbei das dreifache des damaligen Preises gezahlt. In Gröbenzin, zu demselben Kirchspiel gehörig, ist die Zahl der Evangelischen in einem Jahre von 103 auf 65 zurückgegangen, neben 11 evangelischen Kindern besuchen dort 43 polnische die Schule! Vor sieben Jahren gab es in Groß-Pomeisze (Kr. Bütow) einen katholischen Bauern der, in Mischehe lebend, seine Kinder evangelisch erziehen ließ. Jetzt sind dort sieben Anwesen in polnisch-katholischen Händen. In Adlig-Bonken (Kr. Bütow) war der Fonds für den Bau einer Kapelle bereits auf 8000 Mark angelaufen, da ging der Haupthof an die Polnische Bank über, damit ist die gänzliche Katholisierung des Ortes nur noch eine Frage der Zeit. In Jassen (Kr. Bütow) sind von den zwölf Ortschaften, die zu der Gemeinde gehören, nur noch drei kleine rein evangelisch, zwei Güter sind bereits ganz katholisch, die Evangelischen haben dort seit drei Jahren um 5 Prozent abgenommen, die Katholiken um 14 Prozent zugenommen! In Sommin (Kr. Bütow) lebte vor 35 Jahren eine einzige katholische Familie, heute ist mehr als $\frac{1}{3}$ des Ortes katholisch, d. h. polnisch. In den letzten zwölf Jahren ist die katholische Bevölkerung innerhalb der Pfarodie um ungefähr 3000 Seelen gestiegen, die evangelische um 154 zurückgegangen. Zum genannten Kirchspiel gehören 621 evangelische, zerstreut in vier Kreisen von mehr als 12 Quadratmeilen unter ca. 8000 polnischen Katholiken. Konfirmanden haben stellenweise 18 Kilometer zu wandern, ehe sie am Unterricht teilnehmen können. Mit anderen Worten: wir haben im Osten unserer Provinz in zunehmendem Maße Diasporagemeinden, die früher ganz evangelisch waren, Gemeinden, die der nachhaltigsten Unterstützung bedürfen, wenn sie nicht ganz verloren gehen sollen!

Graf Zeppelin ist wohl heute einer der volkstümlichsten Männer, wenn nicht der volkstümlichste Mann überhaupt. Ein Mann des Wissens und der Tat zugleich. „Wie mag dieser kühne, zähe, scharfsinnig und streng logisch rechnende, arbeitsfrohe Mann wohl zur Religion stehen?“ — Diese Frage hat gewiß viel Anziehendes besonders in der Gegenwart, die sich so gern gefällt in der Behauptung, Religion und Wissen, Glauben und Technik, Forschergeist und Bibel lehre schließen einander aus. Die Antwort auf diese Frage giebt uns ein treffliches Buch des Militär-Oberpfarrers Dr. A. Trepte, das jetzt im Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg, unter dem Titel: „In der Lebensschule bei deutschen Männern“ in zweiter Auflage erschien und unsern Lesern als passendes Geschenk für die heranwachsende männliche Jugend empfohlen sei. Da heißt es von ihm (S. 69): „Viele Worte hat er nie von seinem Gottesglauben gemacht. Doch während seines Soldatenlebens ist er in jeder Garnison aufgefallen, weil er so regelmäßig die Kirche besuchte und mit so sichtbarem Ernste darin weilte. Als Regimentskommandeur hat er sich verpflichtet gefühlt, auch für die religiöse Erziehung seiner jungen Soldaten

zu sorgen, und seinem Vorbilde hat er manches entschiedene belehrende Wort hinzugefügt. Seit er in Friedrichshafen wohnt, hat er ohne zwingenden Grund wohl noch nie des Sonntags in dem evangelischen Kirchlein gefehlt; gern hat er im dortigen Gemeindefürsorge-Rat die Pflichten eines Ältesten übernommen und ausgeübt. Zu seinem siebenzigsten Geburtstag hatten seine Schweizer Freunde über die Eingangspforte seines Landgutes weithin leuchtend die Jesajasworte schreiben lassen: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ Ein treffenderes Wort konnte den Grafen nicht grüßen. In seinem lebendigen Gottesglauben liegt der Ursprung seiner niemals ermüdeten Arbeitsfreudigkeit, seiner zähen Geduld, seines besonnenen Bagemutes, seines hoffnungsfrohen Optimismus. In bewegter Stunde hat er selbst bekannt, daß er seine ganze große Aufgabe aus Gottes Hand genommen und nur mit ihm gelöst habe. Am besten wissen dies seine Mitarbeiter; wenn nicht früher, so mußte ihnen dies klar werden, als er sie vor seinem allerersten Aufstiege in der Ballonhalle um sich scharte und in inbrünstigem Gebete Gott demütig seine Sache befahl. Und als im Jahre 1908 die namhaftesten Naturforscher Deutschlands den seitdem weitbekannt gewordenen „Replerbund“ gründeten, um den christlichen Glauben durch Verbreitung echter Naturwissenschaft gegen das unwahre und müdelose Treiben einzelner Naturforscher zu schützen, trat Zeppelin sofort diesem Bunde bei. Graf Zeppelin ist eine der vielen Persönlichkeiten aus alter, neuer und neuester Zeit, die das Wort G. M. Arndts wahr machen: „Wer ist ein Mann? — Wer beten kann und Gott, dem Herrn, vertraut.“ — Das sollten sich viele von denen, die sein Werk und sein Wirken bewundern, ins Herz schreiben und danach streben, Männer zu werden wie er, d. h. in der bodenständigen Kraft tiefgegründeter Religiosität schaffende und strebende evangelische Persönlichkeiten. Die hat unsre Gegenwart verzweifelt nötig.

Die altkatholische Kirche kann jetzt auf ein vierzigjähriges Bestehen zurückblicken. Denn der Beschluß des im Vatikan zu Rom gehaltenen Konzils vom 18. Juli 1870, in die römische katholische Kirchenlehre den Satz aufzunehmen, daß der Papst unfehlbar sei, wenn er als Hirte und Beherer seiner Gläubigen spräche, führte zu einer Spaltung unter den versammelten Bischöfen. Viele erhoben gegen diesen neuen Glaubenssatz Einspruch und fanden damit ein lebhaftes Echo bei einer großen Zahl katholischer Hochschullehrer in München, Bonn, Breslau, Freiburg und Würzburg, wie auch in den Kreisen des katholischen Volks. Allen voran kämpfte der bedeutende Münchner Gelehrte Ignaz Döllinger gegen den Beschluß der Bischofsversammlung. Protesterklärungen wurden erlassen z. B. am 26. August 1870 in Nürnberg, vier Wochen später in Königswinter a. Rh. die alle mit Nachdruck betonten, daß die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes das friedliche Einvernehmen zwischen Kirche und Staat, zwischen Geistlichkeit und Volk, zwischen Katholiken und Nichtkatholiken für alle Zukunft unmöglich mache. Schließlich kam es zu einem Kongreß in München, an dem gegen 300 Vertreter der alten katholischen Lehre aus Deutschland, Österreich und der Schweiz teilnahmen. Dort wurde ausdrücklich ausgesprochen, daß man weiter den Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche anerkennen und nicht gegen den katholischen Glauben ankämpfen wolle, sondern nur gegen die neue Form desselben. So entstand der Name „Alt-katholiken“ im Gegensatz zu den Anhängern des „Neukatholizismus“, der für die Unfehlbarkeit des Papstes eintrat. Professor Dr. Reinkens in Breslau, wurde zum Bischof gewählt; ihm zur Seite traten als „Synodalrepräsentanz“ 5 Priester und 7 Laien. Wallfahrten, Heiligen- und Bilder verehrung wurden abgeschafft und die Muttersprache erhielt ihr Recht im Gottesdienst. Auch erlaubte man den Priestern zu heiraten.

Seit Mitte der siebziger Jahre hat die altkatholische Bewegung im Deutschen Reich keine nennenswerten Erfolge gehabt; man zählt heute hier etwa 100 altkatholische Gemeinden mit rund 30 000 Seelen: in Österreich brachte die Los von Rom-Bewegung einen Zuwachs von etwa 12 000. Auch in Italien, Frankreich, Spanien, Nordamerika und der Schweiz hat der Alt-katholizismus Anhänger. Ob er sich für die Zukunft erfolgreicher durchsetzen wird, läßt sich schwer sagen. Jedenfalls beweist seine bisherige Geschichte, daß die Gegnerschaft gegen die päpstliche Unfehlbarkeitslehre wirksam und nachhaltig nicht in einem anders gestalteten Katholizismus zum Ausdruck kommt, sondern einzig und allein im Protestantismus.

Die Königin Luise in ihrer Ehe.

Von Ulrich Wächter in Potsdam.

Schluß.

Ein beredtes Zeugnis dafür sind die Briefe, die sie dem Gatten in das polnische Heerlager schreibt, wohin er sich im Mai auf Befehl des Königs begeben müssen. Wer die ruhige Sprache der Brautbriefe kennt, ist erstaunt, hier die leidenschaftliche Hingabe des liebenden Weibes zu finden. In verzehrender Sehnsucht schreibt Luise dem fernen Gatten, daß ihr jeder Augenblick verloren scheine, den sie nicht mit ihm zusammen bringe, daß sie das Kopfkissen mit Tränen und Küffen bedeckte. Von der Freude des Wiedersehens an im Spätsommer 1794 bis zum Beginn der Leidensjahre im Herbst 1806 ist das Eheglück fast ungetrübt, das Luise sich an der Seite ihres Mannes erbaut. Das höchste Glück des Menschenkindes ist immer mit Pflichterfüllung zum mindesten verknüpft. Das erfuhr Luise, wenn sie sich nicht ohne Entsagung in die Eigenart Friedrich Wilhelms ganz einlebte. Seine oft umdüsterte mürrische Stimmung überwand sie mit sonniger Heiterkeit. Sie lernte teilnehmen an seinen militärischen Interessen, beinahe den einzigen, die er damals hatte. Sie begleitete ihn auf den weiten Spaziergängen, die er in die Umgegend von Potsdam und Charlottenburg zu machen liebte. Sie verzichtete, wo es anging, mit ihm auf größere Gesellschaft und lernte seine Vorliebe für zweiseitige Häuslichkeit teilen.

Eine Welt gemeinsamer Erlebnisse tat sich für die Gatten auf, als die Kinder ankamen. Vom 7. Oktober 1794 an, wo die erste Tochter tot zur Welt kam, bis zum 4. Oktober 1809, wo sie dem Prinzen Albrecht das Leben gab, hat die zarte Frau zehn Geburten überstanden. Welcher Verbrauch von Körperkraft, welche Fülle seelischer Erschütterungen und Anstrengungen gehen allein von diesen zehn Kindbetten aus! Und Luise wurde eine gewissenhafte Mutter. Sie beschäftigte sich viel und gern mit ihren Kindern. Im zärtlichem, kindlichem Ton schreibt sie den drei Ältesten am 9. September 1801: „Guten Morgen, liebe, liebe Kinderchen! Papa küßt Euch alle in Gedanken mit mir und trägt mir auf Euch zu sagen, daß ihm wie mir die Mohrrüben, Erbsen, Kerpel, Petersilie, Bohnen, Kohl und Salat aus Euren Gärten außerordentlich viel Vergnügen gemacht haben. Das sind recht fleißige Kinder, hat Papa gesagt, ich will alles auf ihre Gesundheit essen; und ich sagte, die guten Kinder haben es so gern gegeben, es machte ihnen so viel Freude es zu schicken, weil sie wußten, Papa und Mama würden sich recht freuen, und das tat ihren kleinen Herzen wohl. Ja, liebe Kinderchen, wir haben uns recht dazu gefreut und es allen Menschen gezeigt und herbeigerufen, daß sie Euren Fleiß bewundern sollten. Heute Mittag essen wir ein Gericht Mohrrüben, das Ihr gepflanzt und gezogen habt. Das wird schmecken! . . . Nun lebet wohl, liebe Kinder, ich liebe Euch von ganzer Seele und von ganzem Herzen und bin ewig Eure zärtliche Mutter Luise.“ Die geistige Entwicklung der Kinder verfolgt und fördert sie emsig. Als der Erzieher Delbrück ihr für den ältesten Sohn zu weich zu sein schien, drang sie während des ganzen Jahres 1809 mit sanfter Energie so lange in den König, bis er am Ende des Jahres nachgab und die Erziehungsfrage nach ihrem Wunsche löste. Der schönste Brief Luises, jener große Brief vom Mai 1809 an ihren Vater, der zugleich ihr politisches Glaubensbekenntnis und die Summe ihrer ethischen und religiösen Weltanschauung enthält, ist auch das wertvollste Dokument dafür, wie sie über ihre Kinder und über ihr Verhältnis zu ihnen gedacht hat: „Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealistischen Sinn an sich. Für das Wichtige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein als er ist. Ich habe ihn

sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist. Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm, nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt.“ Darauf folgen die knappen und psychologisch seinen Charakteristiken von Charlotte, Karl und Alexandrine; schließlich ein paar Worte über die kleine Luise, „von der sich noch nichts sagen läßt“. Dann fährt sie fort: „Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: Das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes findet und für ihre Mängel und Fehler kein Auge hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten, aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen die Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Behmut und den öfteren Tränen der Mutter. . . . Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. . . .“ Für die zentrale Position der Gattin- und Mutterpflichten in Luises Innenleben ist eine große Anzahl von Briefstellen bezeichnend, in denen sie die Berechtigung, in die Politik einzugreifen, immer nur daraus ableitet, daß ihr die Zukunft ihres Mannes und ihrer Kinder nicht gleichgültig sein dürfe.

Während der ersten Glücksjahre drangen die großen Fragen der Außenwelt so gut wie gar nicht in Luises idyllisches Eheleben ein. Daran ändert auch die königliche Würde seit 1797 nichts. Auch die königlichen Gatten fühlten sich am wohlsten als der Schutze oder die gnädige Frau von Paris oder in behaglichem Zusammensein mit den Kindern auf der Pfaueninsel. Mühte man in größere Öffentlichkeit treten, so konnte die junge Königin ihren Gatten in einem für ihn wichtigen Punkte ergänzen. Friedrich Wilhelm verstand nicht zu repräsentieren. Bei Empfängen und auf Hofbällen trat Luises strahlende Anmut für seine zurückhaltende Steifheit ein. In richtigem Gefühl für die Annehmlichkeit solcher Ergänzung wünschte die Königin selber ihre Begleitung auf den großen Huldigungsreisen nach Preußen, Schlessien und Polen. Selbst die widerstrebenden Warschauerinnen entzückte die Liebenswürdigkeit der Preußenkönigin.

Konnten nun wirklich idyllisches Familienleben und höfische Repräsentation das Leben einer Frau wie Luise ausfüllen? Unklar fühlte sie selbst, daß das nicht der Fall war. Luise war ganz ein Kind der gefühlseeligen, träumenden Romantik; ihr Gatte nicht. An der Seite ihres Mannes vermischte sie etwas, was sie im Kreise der Geschwister besessen hatte. Mit allem, was an idealistischer Schwungkraft, an Ahnung höherer Lebenswerte in ihr war, flüchtete sie sich in den ausgedehnten Briefwechsel mit den Geschwistern. Stundenlang konnte sie am Schreibtisch sitzen, und wenn die ersehnte Antwort eintraf, sich stundenlang in ihr Kämmerlein einschließen. Der Briefwechsel mit den Schwestern und mit Bruder Georg blieb ihr stets ein Stück Heimat, ein Stück Jugend, eine Pforte ins Land der Romantik, durch die der König seinem andersartigen Wesen gemäß kaum eintrat. Und die Geschwister hörten zwischen den Zeilen der Briefe Töne der Entsagung und der Sehnsucht heraus. Voller Sorge haben sie sich unter einander darüber ausgesprochen, daß der königlichen Schwester die Gefahr drohe, in der selbstlosen Hingabe ihre persönliche Eigenart zu verlieren und in der Beschränkung ihres geistigen Lebens innerlich zu verflachen. In solcher Lage war es für Luise von hohem Werte, in der Potsdamer Hofdame und Offiziersgattin Frau von Berg eine Freundin zu finden, die wie kein anderer Mensch ihre geistige Entwicklung gefördert hat. Frau von Berg lebte geistig in und von den Schätzen und Gütern unserer neuen klassischen Bildung; sie kannte

Goethe und stand Herder und Schiller persönlich nahe. Diese Frau wurde die treueste Freundin Luises, in deren Armen sie verschieden ist, und die uns bald nach dem Tode die erste Biographie der Königin geschenkt hat. Friedrich Wilhelm sah den Verkehr mit „der Berg“ ungern und hätte sich gefreut, wenn er unterblieben wäre. Aber während Luise sich sonst in rührender Selbstlosigkeit seinen Wünschen fügte, gab sie in diesem einen Punkte nicht nach und tat recht daran. Früher hatte sie flache Tagesromane wahllos durcheinandergeselesen; jetzt wurde sie durch Frau von Berg in den Geist Herderscher und Schillerscher Dichtung eingeführt. Daß der König auch diese Geistesgrößen als Tagesliteraten und Modestrikteure bespöttelte, kümmerte sie nicht. Höhere geistige Bildung vertrug sich nicht mit dem Begriffe von edler Weiblichkeit, wie Friedrich Wilhelm ihn verstand. Vielleicht fürchtete er sich unbewußt ein wenig davor, daß seine Gattin ihn überflügeln könnte. Es ist schon häufig darauf hingewiesen worden, daß die Entwicklung des neuen Deutschland im 19. Jahrhundert auf der Vereinigung des alten kräftigen Preußengeistes und des neuen Geistes der klassischen Bildung beruhte. Typisch vollzog Luise, die als Königin so ganz preussisch hatte denken und fühlen lernen, diese Vereinigung in ihrem eigenen Geistesleben. Wie schade, daß sie, die durch die Gestaltung ihres Lebens zwischen dem deutschen Süden und Norden vermittelt hatte, nicht auch hier eine Vermittlerrolle übernehmen und vor allem das Ohr des Gatten in dieser Sache nicht erreichen konnte. Aber für sich selber hat sie durch jene Vertiefung in die klassische Bildung einen Schatz an geistigen und ethischen Werten gewonnen, der ihr in den Leidensjahren unentbehrlich war. Besonders häufig begegnen wir in Briefen der späteren Jahre Zitaten aus Schiller; gern hätte sie ihn nach Berlin gezogen; schmerzlich betrübte sie sein Tod. Der Freundin, die ihr einst den Dichter ihres Herzens nahegebracht hatte, schreibt sie im September 1809: „Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tods auch verblendet worden, wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen? Nein, nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre!“ Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen, warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!“

Alles an die Ehre setzen! Diesen Grundsatz betätigte Luise, als sie in den Unglücksjahren am politischen Leben teilnahm. Wo sie in die Politik eingegriffen hat, hat sie es stets von dem ethischen Standpunkt aus getan, daß man um der Ehre willen oder um des Rechtes willen so und nicht anders handeln müsse. Es ist hier nicht der Ort, die feinen Fäden in Luises politischem Entwicklungsgange auszubreiten, ihre inneren und äußeren Erlebnisse auf diesem Gebiete, die Eindrücke von Niederlagen und Landverlust, die Beziehungen zu den beiden größten Machthabern der Zeit, Napoleon und Alexander, vorzuführen; sondern es handelt sich nur darum, die vielumstrittene Frage zu beantworten, ob die Ehe der Königin Gelegenheit gegeben hat, ihren Gatten politisch zu beeinflussen. Zwei Punkte, die durch die Forschung unwiderleglich festgestellt sind, seien vorausgeschickt: Einmal, daß Luise niemals anders in die Politik eingegriffen hat als durch ihren Gatten und mit ihrem Gatten. Napoleon hat Luises politische Wirksamkeit im Jahre 1806 gewaltig überschätzt. Das hat er nach der Tilsiter Begegnung wohl auch eingesehen, da er die gemeinen Angriffe auf ihre Person einstellen ließ und seither nur mit Hochachtung von ihr sprach. Der zweite Punkt ergibt sich aus dem früher schon Gesagten. Von einer politischen Betätigung Luises in den Jahren des Glücks kann keine Rede sein. Von dem Tage an, an dem Preußens Unglück beginnt, kümmert sie sich um Politik, besorgt um die Zukunft ihres Mannes und ihrer Kinder. Das ist der Tag des Neutralitätsbruchs, an dem französische Truppen durch preussisches Gebiet in Ansbach hindurchziehen. Von da an nimmt ihre Seele stillos Stellung und gehört mit aller Kraft der Kriegspartei.

Was die Frage der politischen Beeinflussung ihres Gatten angeht, so empfiehlt sich die Unterscheidung zwischen einem dauernden, rein formalen Einfluß und einzelnen bestimmten materialen Einflüssen. Der erstere bedeutet weiter nichts als eine beständige Stärkung des immer langsamen, oft schwachen königlichen Willens. Zu solcher Willenshärtung mußte eine Frau geeignet sein, die nach den Niederlagen und Enttäuschungen von 1806 unverzagt zu trösten und aufzurichten verstand, die auf jener entsetzlichen Fluchtfahrt durch Eis und Schnee des Kurischen Haffes — schwerkrank — unter Tränen lächeln konnte, die, dem Gatten und dem Staate zuliebe, ihren Abscheu zu überwinden

und dem verhassten Korsen entgegenzutreten vermochte. Weil sie wußte, daß ihr Gatte sie brauchte, ging sie 1806 mit zur Armee, und ihm zuliebe blieb sie solange, bis das königliche Quartier durch den Gürtel der feindlichen Truppen beinahe schon eingekreist war. Und von dieser Zeit an ist sie nicht müde geworden, ihn aufzurichten, wenn er mutlos war, ihn anzuspornen, wenn er schwankte. „Du mußt mehr Selbstvertrauen haben,“ „Selbstvertrauen ist das einzige, was dir fehlt,“ so schreibt sie ihm wieder und wieder.

Solchen Ansporn nahm der Gatte gern hin, und Luise hat ihn nicht ohne Erfolg ausgeübt. Anders war es, wenn sie den König sachlich in eine bestimmte Richtung, zu einem bestimmten Schritte lenken wollte. Da war er ihr gegenüber womöglich noch schwieriger, als er es gegenüber den Ministern schon war. Sie mußte warten, bis sie gefragt wurde. Gerade hier mußte sie sich mit Takt und Selbstverleugnung in Grenzen der Weiblichkeit halten, wie der König diese verstand. Ihre Wirksamkeit bestand mehr darin, Schaden zu verhüten, als Positives zu erreichen. Von den einzelnen Fällen, in denen sie ihren Einfluß geltend gemacht hat, seien nur einige Beispiele hervorgehoben, die ihre Tätigkeit nach den beiden Richtungen der Feindschaft gegen Frankreich sowohl als der preussischen Reformen zeigen. Nach der einen Richtung hin vertrat sie krasser als der König den stillen Standpunkt der nationalen Ehre, nach der andern hatte sie früher als er die Mängel des altpreussischen Absolutismus und der Kabinettsregierung erkannt, obschon auch ihre Staatsgesinnung fest in dem Boden dieses veralteten Absolutismus wurzelte.

Nach der Schlacht bei Preussisch-Eylau zweifelte Napoleon kurze Zeit an dem glücklichen Ausgange des Krieges und hoffte seine Feinde, Alexander von Rußland und Friedrich Wilhelm von Preußen, durch Verhandlungen trennen zu können. Darum versprach er dem Könige von Preußen einen unerwartet günstigen Frieden, in dem er alle seine Länder zurückhalten sollte. Die Königin hat ihren Gatten bestimmt, geleitet vor allem von der sittlichen Idee der Treue zu dem Bundesgenossen Rußland, nicht zu schwanken, sondern das Angebot abzuweisen. Ein paar Monate später war die Schlacht bei Friedland verloren, und es handelte sich für Friedrich Wilhelm um die Alternative, unter großem Landverlust seine Unabhängigkeit zu wahren oder in einer Art Vasallenverhältnis zu Napoleon zu geraten. Da schreibt sie ihm am 27. Juli 1807: „Aber eins, das ich dich wohl zu „beherzigen“ beschwöre, ist, alle Energie, deren du fähig bist, in dieser ganzen Sache anzuwenden und auf nichts einzugehen, was deine Unabhängigkeit zerstören könnte. Das Unglück muß uns wenigstens die große Lehre gegeben haben, daß . . . uns die Aufopferung von Land nichts sein muß im Vergleich zur Aufopferung unserer Freiheit. Napoleon mag dir die Hälfte des Landes, das du besessen hast, nehmen, wenn du nur das, was dir zugestanden wird, in vollem Besitze bewahrst, mit der Möglichkeit, Gutes zu tun, die Untertanen, die dir Gott lassen wird, glücklich zu machen, und in der Politik die Bündnisse einzugehen, zu denen die Ehre dich ruft und deine Neigungen dich tragen.“ Und einige Zeilen weiter: „Ich wage noch einmal, dich inständig zu bitten, alle Tatkraft, deren du fähig bist, bei dieser Sache einzuwenden. Ich wiederhole es: Was ist das Opfer an Land im Vergleich zu dem Opfer an Freiheit des Geistes, des ehrenhaften Handelns, mit einem Worte der unabhängigen Macht? Du würdest schlecht und erbärmlich mit Napoleon werden, ein Gespött der Welt . . .“

Schon 1806 hatte Luise sich im geheimen von der Partei gewinnen lassen, welche die Beseitigung der Kabinettsregierung und die Einführung von Fachministerien plante. Doch war es ihr nicht möglich gewesen, etwas zu erreichen. In demselben Briefe, der oben zitiert ist, kämpft sie für die Beibehaltung Hardenbergs, dessen Bleiben im Amte ihr vor allem wegen der inneren Reformen notwendig erschien. „Hardenberg darf nicht geopfert werden, auf keinen Fall, wenn du nicht den ersten Schritt zur Sklaverei tun und dir die Verachtung der ganzen Welt zuziehen willst. Du hast zwei Mittel, ihn zu erhalten, die du nicht vernachlässigen darfst; das erste ist der Kaiser Alexander, der aus Ueberzeugung, aus Freundschaft für dich seiner ganzen Beredsamkeit bedürfen wird, um den Feind des Guten zu überzeugen; zweitens sprichst du selbst, lieber Freund, sehr gut, wenn du dich einmal vorbereitet hast. An deiner Stelle sagte ich Napoleon, er möge wohl erkennen, wie wenig du seinem Verlangen nachgeben könntest, da das hieße, dich deines besten Dieners zu berauben; daß das so wäre, als wenn du die Entfernung Talleyrands verlangtest, der jenem trefflich dient, aber über den du zu klagen Grund hättest und dem du nicht traust, damit er also selbst sähe, ihr wäret ganz und gar zu weit im Spiel . . .“

Hardenberg mußte dennoch gehen, und Stein, der Anfang 1807 wegen seines Freimutes in schroffer Form entlassen worden war, trat, obwohl es ihm nicht leicht wurde, um der deutschen und preussischen Sache willen an seine Stelle. Beinahe wäre auch Stein wieder gegangen, da der König sein Verlangen, den Kabinettsrat Beyme aus seinen Aemtern zu entlassen, nicht erfüllen wollte. Da hat Luise zu seinem Bleiben beigetragen. Anfang Oktober 1807 schrieb sie ihm: „Ich beschwöre Sie — haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß sein Wort. Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. Solange geben Sie nach, daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld!“ Auf die Ursachen von Steins späterem Weggange und auf die Aenderung in seinen Beziehungen zu Luise kann hier nicht eingegangen werden. Groß und hoch hat sie immer von ihm gedacht, auch nach der Entfremdung. Die Rückberufung Hardenbergs im Frühjahr 1810 war die letzte Tat ihres politischen Einflusses, gewissermaßen ihr Vermächtnis an den preussischen Staat. Und als Friedrich Wilhelm in ihrer Todesstunde klagte, daß er keinen andern Freund habe als sie, da flüsterten die Lippen der Sterbenden: „Und Hardenberg.“

Friedrich Wilhelm hatte recht, daß in jener Sterbestunde des 19. Juli 1810 sein bester, sein einziger Freund auf Erden dahingegangen war. Im Unglück waren sich die Gatten — nicht nur auf vaterländischem Gebiete, sondern auch rein menschlich — näher gekommen. Auch darüber gibt der mehrfach erwähnte lange Brief an den Vater vom Mai 1809 Aufschluß: „Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr daselbe unberührt davon geblieben ist. Mehr in Handlungen als in Worten sehe ich die Aufmerksamkeit meines Gatten, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden.“ Bis zu Tränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wiederliebe, und wir so miteinander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind.“ Beiderseits ein schönes Bekenntnis des Glückes nach sechzehnjähriger Ehe! Als Friedrich Wilhelm seine Frau auf dem Sterbebette fragte, ob sie noch einen Wunsch habe, sagte sie erst „Nein“; dann, noch einmal gefragt: „Dein Glück und die Erziehung der Kinder.“ So ist sie bis zum letzten Atemzuge die liebende Gattin, die treue Mutter geblieben.

Die Trauer, die Mann und Kinder, das königliche Haus und das preussische Volk vor hundert Jahren empfanden, läßt sich heute nur nachfühlen. Aber der Stolz und die Freude, daß Luise unser war und unser blieb, soll unsere Herzen befreien und erheben. Diese schöne harmonische Seele, die sich in ihrer Ehe, in ihrer hohen Stellung und in den Jahren des Leidens zu einer sittlich-reifen Persönlichkeit entwickelt hat, reißt sich den großen Gestalten der Vergangenheit würdig an.

Liebesgaben.

Für die Vollenbung der evangelischen Kirche zu Itoupava gingen bis zum 16. September ferner ein:

Von Herrn Richard Paul (durch D. Schernikau) 75 \$, Fritz Bäge 10 \$, Albert Krüger 2 \$, Wilhelm Starke 10 \$, Emilie Hein 10 \$, Max Wulff jun. 20 \$, Otto Starke 10 \$, Wwe. Louise Günther 5 \$, Karl Volles 5 \$, Heinrich Feldmann 20 \$, Karl Krüger 15 \$, C. W. Borchert 25 \$, W. Fröhner 5 \$, Richard Schauffert 25 \$, Adolf Volles 25 \$, Karl Mantau 25 \$, August Hensel 10 \$, Emil Rüdiger 5 \$.

Für Arme und Kranke: L. H. 10 \$.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. (2. Korinther 9, 7).

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

- Sonntag, den 9. Oktober, Gottesdienst in Blumenau.
- Sonntag, den 16. Oktober, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in der Garcia.
- Sonntag, den 23. Oktober, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in der Belha-Diefe.
- Sonntag, den 30. Oktober, Reformationsfest in Blumenau.
- Sonntag, den 6. November, Reformationsfest in Gaspar, danach Gemeinde-Versammlung.
- Sonntag, den 13. November, Gottesdienst und heil. Abendmahl in Itoupava-Norte.

Pfarrer Mummeltthey.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

- Sonntag, den 9. Oktober, Gottesdienst in Itoupava-Nega, mittlere Schule.
- Sonntag, den 16. Oktober, vorm 9 Uhr, Gottesdienst in Itoupava, nachm. 2 Uhr Kindergottesdienst.
- Sonntag, den 23. Oktober, vorm. 9 Uhr, Gottesdienst in Fidelis.
- Sonntag, den 30. Oktober, Gottesdienst in Massaranduba, Schule 58.
- Sonntag, den 6. November (Reformationsfest), vorm. 9 Uhr, Gottesdienst in Itoupava, nachm. 2 Uhr Kindergottesdienst.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Timbo.

- Sonntag, den 9. Oktober, Gottesdienst in Carijos.
- Sonntag, den 16. Oktober, 9 Uhr, Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden in Beneditto novo (Morauer). In Anschluß daran heiliges Abendmahl.
- Sonntag, den 23. Oktober, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Rio Abda.
- Sonntag, den 30. Oktober, Gottesdienst in Indayal-Sandweg.
- Sonntag, den 6. November, Reformationsfest, Gottesdienst in Timbo. Danach Kinderfingen.
- Sonntag, den 13. November, Gottesdienst in Santa Maria.
- Sonntag, den 20. November, Totenfest, Gottesdienst in Cedro alto, nachmittags 5 Uhr (nur bei schönem Wetter), Totengedächtnisfeier auf dem Friedhof in Timbo.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

- Sonntag, den 9. Oktober, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis und 10 Uhr Gottesdienst in Santo Amaro.
- Sonntag, den 16. Oktober, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
- Sonntag, den 23. Oktober, 10 Uhr, Gottesdienst in Palhoga.
- Sonntag, den 30. Oktober, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
- Sonntag, den 6. November, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis und 10 Uhr Gottesdienst in Santo Amaro.
- Sonntag, den 13. November, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.
- Sonntag, den 20. November, 9 Uhr, Gottesdienst in Palhoga, 2 Uhr Gottesdienst in Santo Amaro.
- Sonntag, den 27. November, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.

Pfarrer von Gehlen.

Evangelische Gemeinde Brusque.

- Sonntag, den 9. Oktober, Gottesdienst in Brusque.
- Sonntag, den 16. Oktober, Gottesdienst in Brusque.
- Sonntag, den 23. Oktober, Gottesdienst in Brusque.
- Sonntag, den 30. Oktober, Gottesdienst in Brusque.
- Sonntag, den 6. November, Reformationsfest, Gottesdienst in Brusque.

Pfarrer Hobus.

Evangelische Gemeinde Badensurt.

- Sonntag, den 9. Oktober, Gottesdienst und heiliges Abendmahl in Itoupava-Sinha.
- Sonntag, den 16. Gottesdienst in Alto Rio do Teste.
- Sonntag, den 23. Oktober, Gottesdienst in Badensurt.
- Sonntag, den 30. Oktober, vormittags Gottesdienst in Itoupava-Sinha, nachmittags in Fortaleza.
- Sonntag, den 6. November, Gottesdienst in Alto Rio do Teste.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

- Sonntag, den 9. Oktober, Gottesdienst in Rib. grande.
- Sonntag, den 16. Oktober, Gottesdienst in Pommerode.

Pfarrer Bürger.

Verantwortlicher Schriftleiter: W. Mummeltthey.

Druckerei des Urwaldshoten Blumenau, Santa Catharina, Brasilien.